

Die Ostkirche und ihre ökumenische Bedeutung

Autor(en): **Mettler, Armin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **57 (1980)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Ostkirchen und ihre ökumenische Bedeutung

Pfr. Armin Mettler, Basel

Orthodoxe Kirchen

Die Trennung von Ost und West im Jahre 1054 ist die tiefgreifendste Spaltung, welche die Christenheit erlebt hat, tiefgreifender als die Reformation im 16. Jahrhundert. Die Begegnung mit der Orthodoxie ist darum grundsätzlich wichtig für alle Bemühung um die Einheit der christlichen Kirchen, weil jene die Tradition der Alten Kirche in bestimmter Weise vorlebt. Sie gehört zum blühendsten an kirchlichem Leben, an Kunst und Literatur. Die syrischen und griechischen Kirchenväter sind die Kronzeugen der Alten Kirche, ihrer Theologie, von Liturgie und christlicher Spiritualität. Mit Ehrfurcht sehen wir

auf diese ältesten Kirchen der Christenheit, die auf Gründungen der Apostel zurückgehen und unter schweren Lasten und Beschränkungen ihren Glauben praktisch unverändert in unsere Zeit hinüberzuretten vermochten. Auch heute können diese Christen in östlichen Ländern ihren Glauben nur unter erschwerten Umständen praktizieren.

Die Unterschiede zwischen Ost und West werden uns bereits deutlich, wenn wir uns vor Augen führen, was «Kirche» bedeutet. Während wir im Westen beim Wort «Kirche» zuerst an die Institution, an das Sichtbare mit Papst, Bischöfen und Priestern, an die Verwaltung, an das Lehramt und an das Kirchengebäude denken, orientieren sich die Ostkirchen mehr am gottesdienstlichen Leben. Der ostkirchliche Gläubige denkt bei «Kirche» zuerst an die göttliche Liturgie. Wo sich die Lokalgemeinde versammelt, um die Eucharistie zu feiern, da ist Christus in seiner Fülle gegenwärtig, da kommt Kirche in ihrem eigentlichen Wesen zur Geltung.

Von daher wird verständlich, dass die Übereinstimmung im liturgischen Geschehen erstrangig, diejenige in kirchenrechtlichen Belangen von sekundärer Bedeutung ist. Die Eucharistie, d. h. die göttliche Liturgie, als Dank-, Bitt- und Lobgottesdienst, ist das Zentrum des Christentums. Das wird uns in der Auseinandersetzung mit den Ostkirchen in neuer Weise bewusst. Nur in der Besinnung auf den Gottesdienst wird die Kirche auf ihr Eigentliches geführt. So sagt der Kirchenvater Origenes: «Wir leben so, wie wir Gottesdienst halten!»

Das Wesen der Ostkirchen kann am besten im Erleben ihrer Gottesdienste erfahren werden. Hier liegt ihre Stärke. Ihre Gottesdienste, ihre Frömmigkeit, ihre Gläubigen sind denn heute auch nicht mehr ferne Wirklichkeit. Sie gehören zur schweizerischen Alltagswelt durch Gastarbeiter und Flüchtlinge. Auch durch die Kontakte mit Rom, der Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen und durch die Reisen vieler Touristen in diese Länder des Ostens sind uns die Ostkirchen etwas näher gerückt.



Auf dem Weg zu einem panorthodoxen Konzil

Das einheitliche Bild, das wir im allgemeinen von den Ostkirchen haben, wird beim näheren Betrachten bald zerstreut. Ein einheitliches Zentrum wie im Westen gab es nie, schon früh haben die Patriarchate verschiedene Entwicklungen ermöglicht. Durch die Nationalkirchen, die in den Landessprachen zelebrieren, sind die Unterschiede noch gewachsen. Deshalb war man bestrebt, die Differenzen auf einem Konzil zu bereinigen.

Schon vor dem 1. Weltkrieg planten die orthodoxen Kirchen die Einberufung einer allgemeinen Synode. Politische und innere Schwierigkeiten der selbständigen, nationalen Kirchen und Exilkirchen standen der Verwirklichung immer wieder im Wege.

Mit der Schaffung eines orthodoxen Zentrums zur Vorbereitung der Synode in Chambésy bei Genf wurde der Plan des 1972 verstorbenen Patriarchen Athenagoras vorangetrieben. Der Themenkatalog des Konzils, im Jahre 1961 anlässlich der ersten panorthodoxen Konferenz von Rhodos zusammengestellt, wurde an der vierten Konferenz 1968 in Chambésy den einzelnen Kirchen zum eingehenden Studium überwiesen. Vor allem sollten die Gläubigen angeregt werden mitzudenken und ihre Reaktionen und Meinungen zum Ausdruck zu bringen. Dabei war festzustellen, dass dogmatische Themen, wie Fragen um die Dreifaltigkeit, die Natur Christi oder die Ikonen, die einst die Orthodoxie erschütterten, heute die orthodoxen Gläubigen kaum mehr zur Auseinandersetzung locken. Dagegen sind Themen, welche die Beziehungen der orthodoxen Kirchen untereinander und zur übrigen christlichen Welt betreffen, von grosser Bedeutung.

Der lange und schwierige Weg zu einem panorthodoxen Konzil spiegelt zutiefst das Wesen der orthodoxen Kirchen. Sie bilden zwar als Ganzes gesehen eine dogmatisch-liturgische Einheit, die aber in der Praxis oft nur in einem lockeren Zusammenhalt besteht. Nationale und politische Streitigkeiten und solche um Vorherrschaft gefährden die Einheit dieser Kirchen bis heute.

Orthodoxe Liturgie und Spiritualität

Bis heute sind uns fünf orientalische Riten erhalten geblieben: der byzantinische, armenische, antiochenisch-syrische, chaldäische und alexandrinisch-koptische Ritus. Der meistverbreitete ist der *byzantinische Ritus*, der vom Patriarchat Konstantinopel aus an die Bulgaren, Rumänen, Russen, Serben und Ukrainer weitergegeben wurde. Die slawischen Stämme übernahmen zwar die Form, nicht aber die griechische Sprache. Sie kamen damit dem Anliegen der Orthodoxie nach, wenn möglich in der Sprache des Volkes zu zelebrieren.

Die mit der Übersetzung in eine andere Sprache verbundenen Schwierigkeiten zogen sich meist über Jahrzehnte hinweg. Mit der Übertragung der Texte verändert sich auch die Musik. Wort und Musik bilden in der Orthodoxie eine solche Einheit, dass sie nur in einem langwierigen Prozess und in liturgischer Erprobung übertragen werden können. In jeder Übertragung geht Ursprüngliches verloren. Wir kennen diese Schwierigkeiten bei der Übertragung des gregorianischen Chorals in unsere modernen Sprachen. Nur wenige Beispiele vermögen zu überzeugen, dazu zählen u. a. die Versuche von Martin Luther, dem es gelungen ist, mit nur geringfügigen musikalischen Veränderungen der ursprünglichen Verbindung von Wort und Musik nachzuspüren und eine hervorragende Übertragung zu schaffen.

Aus den erwähnten Schwierigkeiten ist es verständlich, dass das einmal Errungene sorgsam gehütet wurde und sich kaum mehr verändert hat. So feiern die meisten slawischen Kirchen die Liturgie in altslawischer Sprache, in Kirchenslawisch. Wir sprechen deshalb vom *slawisch-byzantinischen Ritus*. Er zeigt uns noch seine Herkunft von der griechischen Kirche an.

Der slawische Kirchengesang ist von eigener Innigkeit und Tiefe. Er spricht uns auch heute noch in besonderer Weise unmittelbar an. Sein meditativer Charakter vermag uns in tiefere Gebetsstimmung zu führen.

An der Liturgie ist seit mehr als 1000 Jahren

kaum etwas verändert worden. Bis heute wird im Gottesdienst kein Instrument verwendet. Einziges Medium ist die menschliche Stimme, denn nur sie kann loben, beten und verkündigen. Und jedes gesprochene Wort ist nach diesem Verständnis bereits Musik, und Musik ist Textaus-sprache. Das Wort und nur das Wort ist Zentrum dieser Gottesdienste. Musik ist der Ornat, das Gewand des Wortes. Es kann nicht abgelegt werden, denn das Wort gewinnt Gestalt und Bedeutung durch den Ornat. Das Wort spricht in einer anderen Weise durch das musikalische Gewand. Durch den Gesang, diese intensive Steigerung, gewinnt das liturgische Gebet an Ausdruckskraft und dringt in tiefere Schichten unseres Menschseins ein. In orthodoxen Kirchen hat das Sinnhafte, das Symbol, das äussere Zeichen also, das ein Verborgenes deutlich machen soll, sehr viel mehr Ausdruckskraft behalten als bei uns. Wer einen orthodoxen Gottesdienst miterlebt, wird das sogleich feststellen. Stehen wir im gottesdienstlichen Raum, so befinden wir uns zunächst in einer fremden Welt. Wir werden an den jüdischen Tempel in Jerusalem erinnert. Sofort sticht uns die Ikonostase, die Bilderwand ins Auge. Sie trennt den Altarraum von der übrigen Kirche, wie der Vorhang im Tempel das Allerheiligste vor den Gläubigen verbarg. Nachdem aber der Vorhang des Tempels durch Jesu Tod zerrissen ist, wird dieses Ereignis mit dem Durchbruch der drei Türen in der Bilderwand symbolisch zum Ausdruck gebracht. Die Wand der Trennung ist zur Wand der Bilder geworden. Die Ikonen sind Fenster, durch die wir an die Herrlichkeit des Himmels erinnert werden.

Die slawisch-byzantinische Vesper

Wir erleben in einer orthodoxen Vesper einen Gottesdienst, der bis ins frühe Christentum zurückreicht und sich bis heute kaum verändert hat. Der Lichthymnus «Svjete tichij» (Freundliches Licht) z. B. geht wahrscheinlich ins 2. Jahrhundert zurück:

*Freundliches Licht, heiliger Herrlichkeit,
des unsterblichen, himmlischen Vaters,
des heiligen, seligen Jesus Christus,
am Untergang der Sonne angelangt,
das abendliche Licht betrachtend,
besingen wir den Vater, den Sohn
und Gott, den Heiligen Geist.*

*Würdig bist Du, zu aller Zeit
besungen zu werden von heiligen Stimmen,
Sohn Gottes, Spender des Lebens;
darum verherrlicht Dich das All.*

Am Abend, wenn der Tag zu Ende geht, erinnern wir uns, dass alles ein Ende hat. Das Christentum hat an diese Stelle einen Gottesdienst gesetzt, der die Hoffnung auf den Neuanfang, auf die neue Schöpfung verdeutlicht. Gottesdienst ist eine Vorahnung des Himmels auf Erden, eine Vorausschau auf den endzeitlichen Gottesdienst, so wie er gefeiert wird, wenn Christus sein Reich vollenden wird. Deshalb ist das gottesdienstliche Leben so feierlich und reich an Symbolen. Es soll sich vom Alltag, von seinen Sorgen und Nöten bewusst abheben. Gestärkt und gelöst kehrt der Gläubige zurück, um die Probleme des Alltags neu in Angriff zu nehmen. Die byzantinische Abendvesper besteht aus zwei Teilen:

- einem *Psalmteil*, der den Lobpreis auf die Schöpfung und den Schöpfer beinhaltet;
- und dem *Lucernarium*, benannt nach dem abendlichen Anzünden der Lichter. Er ist verwandt mit dem jüdischen Ritus am Vorabend des Sabbats. In der Dämmerung werden die Lampen entzündet und dazu das «Schëma-Israel» und die «Amidah» rezitiert. Damit beginnt der neue Tag.

Die Jerusalemer Urgemeinde hat zum grossen Teil, vom jüdischen Glauben herkommend, auf den Aufbau der christlichen Abendfeier eingewirkt und ihr eine neue Bedeutung, als *Licht vom Grabe Christi*, gegeben.

Die Abendfeier beginnt mit *Einleitungsgebeten*, welche die Dreifaltigkeit ins Zentrum stellen. In den Litaneien ertönt immer wieder der Ruf des

Chores: «Gospodi pomiluj», das «Herr, erbarme Dich». Die Psalmen (103/1/141) werden durch Anrufungen von Vater, Sohn und Heiligem Geist unterbrochen.

Dann beginnt der eigentliche *Lichtteil*, das Zentrum der Abendfeier. Mit dem anbrechenden Abend und dem Untergang der Sonne werden Lichter entzündet und Christus als das «Licht ohne Ende» besungen. Steht am Anfang der Feier das Lob auf die Schöpfung, so erhält sie nun mit dem Hinweis auf Christus einen neuen Akzent. Der Siegeszug ins Licht stellt die Verherrlichung von Christi Triumph über den Tod dar (siehe «Svjete tichij»). Nach Lesungen, Bittlitaneien und weiteren Gebeten mündet die Vesper in den letzten Höhepunkt, den *Lobgesang des Simeon*:

*Nun entlässt Du Deinen Diener, Herr,
nach Deinem Wort in Frieden,
denn meine Augen haben Dein Heil gesehen,
das Du bereitet vor dem Angesicht aller Völker:
ein Licht zur Erleuchtung der Heiden
und zum Ruhm Deines Volkes Israel.*
(Luk 2, 29—32)

Das Vater Unser, die lange, flehende Bitte um den Segen leiten über in den Schlussgesang. Da praktisch der ganze liturgische Ablauf gesungen ist, kommen dem Vorsänger und dem Chor eine besondere Bedeutung zu.

Der Schweizer Romanos-Chor

In der Woche der Einheit, am Sonntag, den 20. Januar 1980, wird der Schweizer Romanos-Chor in unserer Klosterkirche in Mariastein einen slawisch-byzantinischen Abendgottesdienst gestalten. Der Name des Chores geht zurück auf den heiligen «Romanos der Melode». Im 6. Jahrhundert in Konstantinopel lebend, war er ein berühmter Sänger und Dichter von geistlichen Gesängen.

Der Chor besteht in seiner heutigen Form seit 1973 und steht unter der Leitung von Peter Vitovec. Er zählt gegen 40 Mitglieder, die über die ganze Schweiz verstreut sind. Vor allem wird die

mönchische Tradition des slawisch-byzantinischen Kirchengesangs gepflegt. Der Chor ist deshalb mehrheitlich ein Männerchor. Als überkonfessionelle Sängergemeinschaft gehören ihm Mitglieder der katholischen, evangelischen und orthodoxen Kirchen an.

Ziel der mehrheitlich jungen Sänger ist es, tiefer in die Glaubenswelt der Ostkirchen einzudringen und dies als Grundlage für Meditation und Besinnung den westlichen Christen näherzubringen. Auf slawisch-byzantinischen Ritus spezialisiert, ist er vor allem ein liturgischer Chor, der eher in Gottesdiensten als in Konzerten zur Geltung kommt.

Neben den bald 300 Auftritten ist der Chor auch durch Radio und Fernsehen sowie durch eigene Schallplattenaufnahmen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Durch seine Mitwirkung in katholischen, orthodoxen und evangelischen Gottesdiensten ist er ein echtes Zeichen der praktischen Ökumene geworden.

Möge dieser Gottesdienst ein Beitrag sein auf dem Weg der Kirchen zueinander, indem sie durch das gemeinsame Gebet einander nähergebracht werden, damit die uralte Fürbitte der orthodoxen Vesper für die Einheit aller Christen erfüllt werde.

Weiterführende Literatur

- Damaskinos Papandreou*: In Erwartung des panorthodoxen Konzils
Robert Hotz: Einheit in der Freiheit?, beides in NZZ Nr. 126 vom 2./3. Juni 1979
M. Roemer/Ed. Wildbolz: Orthodoxe Kirchen in der Schweiz
Ambrosius Backhaus: Der eucharistische Gottesdienst der orthodoxen Kirche
Friedrich Heiler: Die Ostkirchen
Neophytes Edelby: Liturgikon, Messbuch der byzantinischen Kirche
Johann von Gardner: System und Wesen des russischen Kirchengesanges
Ernst Chr. Suttner: Die Feier von Tod und Auferstehung Christi im Byzantinischen Ritus
E. Jungclaussen: Das Antlitz der Ostkirchen
Catholica Unio: Der christliche Osten

